

Frühe Temperamentstheorien

Reinhard J. Boerner

- 2.1 Temperamentstheorien der Antike, des Mittelalters und der Renaissance – 8
- 2.2 Philosophische Theorien – der Beitrag Kants – 15
- 2.3 Temperamentstheorien im 18. und 19. Jahrhundert – 20

2.1 Temperamentstheorien der Antike, des Mittelalters und der Renaissance

Die antike Temperamentenlehre, die bis in die Neuzeit hinein erhebliche Bedeutung sowohl für die Medizin wie für die Humanwissenschaften besaß, bildet bis heute einen wichtigen theoretischen Bezugspunkt der Temperamentsforschung. Auf sie berufen sich Philosophen wie *Kant* (1798), Physiologen (*Pawlow* 1927; 1935), Psychologen (*Eysenck* 1953/1970; *Strelau* 1998; *Wundt* 1893; *Eysenck u. Eysenck* 1985), Psychiater (*Cloninger* 2004; *Kraepelin* 1913, *Kretschmer* 1921, *Tellenbach* 1961, *Akiskal et al.* 2000) sowie Psychoanalytiker (*Jung* 1921).

Der griechische Arzt Hippokrates (ca. 460–375 v. Chr.) sowie der römische Arzt Galenos von Pergamon (130–200 n. Chr.) gelten als Begründer der Temperamentslehre.

Die Nachhaltigkeit des hippokratischen Temperamentsbegriffs ist wesentlich auf die Systematik seines medizinischen Denkens zurückzuführen, die im Grundsatz bis heute in der Medizin Gültigkeit beansprucht (*Eckart* 2009, S. 30).

Die Medizin basiert danach auf schriftlich überlieferten und dokumentierten ärztlichen Erfahrungen, der genauen, differenzierten Beobachtung des Kranken am Krankenbett, der Erarbeitung einer medizinischen Prognose auf der Basis von Vorberichten und -befunden sowie gezielten therapeutischen Maßnahmen (diätetisch, medikamentös, chirurgisch).

Auf Galenos geht der Begriff Temperament («Temperamentum») als Übersetzung des griechischen Wortes »krasis« (Mischung) zurück. Temperament ist abgeleitet von »tempero«. Dies bedeutet »ich mäßige, ich halte das rechte Maß, ich bringe in das richtige Maßverhältnis« (*Kirchner u. Michaelis* 1907, S. 622; *Blase-Reeb* 1909, S. 832).

Es ist hierbei umstritten, welche Teile der Temperaments- und der Humorallehre von Hippokrates selbst und welche von Galenos stammen. Während bei Hippokrates die Ausführungen zum Temperamentsbegriff spärlich sind (*Hippokrates nach Kapferer* 1934), hat Galenos ausführlich zu diesem Stellung genommen (*Galenos nach Fichtner* 1985), sodass die Temperamentenlehre zuweilen Galenos in Gänze zugesprochen wird.

Von Platon und Aristoteles stammen ergänzende Beiträge zum Temperamentsbegriff (s. u.).

Gegenstand der hippokratischen Temperamentstypologie waren die aus Alltags- wie klinischen Beobachtungen an Patienten abgeleiteten Ideen eines systematischen Zusammenhangs von Persönlichkeitsmerkmalen sowie ihnen zugrunde liegenden körperlichen Ursachen (*Eckart* 2009).

Hippokrates formulierte seine Grundideen zur Temperamentslehre entsprechend seinem ganzheitlichen medizinischen Denken. Diese spärlichen und im Text verstreuten Ausführungen zu den Temperamenten wurden aus einer systematischen Beobachtung psychischer Zustände abgeleitet. Seine Temperamentslehre und ihre Verknüpfung mit spezifischen körperlichen Ursachen stellt hierbei einen ersten psychosomatischen Denkansatz in der Medizin dar (*Kapfhammer* 2011 b).

Hippokrates definierte vier Temperamente, wobei er jedem einen Körpersaft zuordnete. Durch die Differenzierung in Sanguiniker, Phlegmatiker, Choleriker und Melancholiker und ihre Verbindung mit Körpersäften, Jahreszeiten und Elementen ergab sich das klassische Viererschema der antiken Temperaments- und Humorallehre (■ Tab. 2.1), das im Verlauf der Jahrhunderte wiederholt modifiziert wurde.

Eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Temperamente ist in den hippokratischen Schriften nur ansatzweise zu finden, so in folgenden Schilderungen: »Woher es kommt, daß einige Menschen gleichsam immer lachen, andere wieder traurig sind, diese Ursache rührt nach unserer Meinung aus den Grundstoffen her, die, welche nämlich reinen Blutes haben, lachen immer, sind blühend vom Aussehen am Körper und von heller Farbe. Die aber gelbe Galle habe, die pflegen träge, gleichmüthig, scheu und schwach zu sein. Die Schleimigen sind träge und kalt« (*Hippokrates nach Upmann* 1847, S. 369). »Man wird finden, daß die Körperform und die Gemütsart der Menschen im allgemeinen mit Eigenart des Landes übereinstimmen« (*Hippokrates nach Kapferer* 1934). Damit wird deutlich, dass Hippokrates einen engen Bezug seiner Temperamentslehre sowohl zur Konstitution wie auch zu soziokulturellen und Umweltfaktoren (z. B. Klima) annimmt, eine Idee, die beispielsweise von *Kretschmer* (1921) aufgegriffen wurde.

■ Tab. 2.1 Antike Humorallehre/-pathologie nach Hippokrates und Galenos

| Typen | Temperament | Körpersaft | Jahreszeiten | Elemente |
|---------------------------------|------------------------------|-------------------|--------------|--------------|
| Der leichtblütige Sanguiniker | Sorglos, augenblicks-bezogen | Blut | Frühling | Warm-feucht |
| Der warmblütige Choleriker | Leicht erregbar, aufbrausend | Gelbe Galle | Sommer | Warm-trocken |
| Der schwerblütige Melancholiker | Besorgt, pessimistisch | Schwarze Galle | Herbst | Kalt-trocken |
| Der kaltblütige Phlegmatiker | Langsam, untätig | Schleim (Phlegma) | Winter | Kalt-feucht |

Hippokrates formulierte für seine Temperamentstypologie eine erste ätiologische bzw. ätiopathogenetische Auffassung, die im Ansatz schon vor ihm entwickelt worden war.

Im 6. Jahrhundert v. Chr. nahm der Philosoph und Arzt Alkmaion an, dass sich Gesundheit bei einer harmonischen Kräftekonstellation einstellt und Krankheiten demgegenüber auf einer gestörten Kräfteverteilung basieren. Empedokles aus Agrigent (ca. 492–432 v. Chr.) entwickelte diese Idee weiter und differenzierte zwischen einer Harmonie (Synkrasie) und einer Disharmonie (Dyskrasie) der Kräfte, die zu Krankheiten führe.

Während in der griechischen Philosophie lange die Annahme vorherrschte, dass die Welt aus einem Stoff bestehe, wurde diese durch die aristotelische Idee der vier Grundstoffe (Luft, Feuer, Wasser und Erde) abgelöst.

Hippokrates übernahm diesen Gedanken der Vierteilung und machte ihn mit zur Grundlage seiner medizinischen Theorie. Er nahm vier Säfte im Körper an (Blut, gelbe Galle, schwarze Galle, Schleim), deren Verhältnis zueinander über Gesundheit und Krankheit entscheidet. Diesen ordnete er vier Elemente (warm, feucht, kalt und trocken) zu, wobei diese Idee vermutlich von seinem Schwiegersohn Polybos stammt.

In seiner humoralpathologischen Konzeption macht er für die Entstehung von Krankheiten die ungesunde Mischung der Elemente bzw. Körpersäfte verantwortlich. »Denn vielfältig ist, was im Körper (an Stoffen) steckt, die die Krankheiten verursachen, wenn sie sich gegenseitig naturwidrig erhitzen oder abkühlen, austrocknen oder feucht machen« (Hippokrates nach Kapferer 1934). Hierbei betont Hippokrates die Abhängigkeit der Körpersäfte von Um-

weltbedingungen und jahreszeitlichen Einflüssen. »Alle diese (Säfte) enthält also der Körper des Menschen zu jeder Zeit, aber infolge des Einflusses der Jahreszeit werden sie bald verhältnismäßig stärker, bald schwächer (wirksam), ein jeder nach der Reihe und nach seiner Natur [...]. Während des Jahres herrscht bald der Winter am meisten vor, bald der Frühling, bald der Sommer, bald der Herbst. So herrscht auch im Herbst bald der Schleim am meisten vor, bald das Blut, bald die Galle, zunächst die gelbe, dann die sog. schwarze Galle« (Hippokrates nach Kapferer 1934).

Für die Therapie dieser Krankheiten wird das Ziel eines Ausgleichs der den Krankheiten zugrunde liegenden gestörten Mischungsverhältnisse der Körpersäfte und Elemente formuliert. Die antike Diätetik war neben chirurgischen Eingriffen somit auf ein Gleichmaß der Elemente (Licht/Luft, Speise/Trank, Arbeit/Ruhe, Schlafen/Wachen, Ausscheidung/Absonderungen) sowie der seelischen Kräfte und »Gemütszustände« ausgerichtet.

Galenos entwickelte die Temperamentslehre des Hippokrates weiter. So postulierte er acht Temperamente auf der Basis der Mischung von je zwei Körpersäften und benannte ein neuntes, »ideales« Temperament (Eukraton), das durch möglichst wenig gelbe Galle und sehr viel Blut charakterisiert sein sollte (Kirchner u. Michäelis 1907). Diese »Mischungsidee« stellte einen Bruch mit der reinen Typologie von Hippokrates dar, die im Verlauf der weiteren kulturgeschichtlichen Rezeption durchaus kritisch bewertet wurde. So lehnte beispielsweise Kant (1798) diese Idee kategorisch ab.

Die zentrale Idee, dass sich Krankheiten bzw. psychische Störungen auf der Grundlage »natürlicher« Temperamente entwickeln, wurde ebenfalls bereits in der Antike formuliert.

Unter den vier Temperamenten wurde hierbei insbesondere der Melancholie eine besondere Bedeutung zugesprochen, die sich über das Mittelalter und die Renaissance (Klibansky et al. 1992) bis in die jüngste Zeit nachweisen lässt (Tellenbach 1961).

Hippokrates war der Erste, der Melancholie als »natürliches« Temperament von einer Melancholie als psychischer Erkrankung differenzierte. Seiner Auffassung nach entwickelt sich diese auf der Grundlage des melancholischen (»natürlichen«) Temperaments durch Veränderungen der Mischung der Körpersäfte. »Denn die Melancholiker bekommen, wenn das Blut durch die Galle und den Schleim verdorben ist, diese ihre Krankheit; ihr Geisteszustand wird gestört; manche aber werden auch wahnsinnig« (Hippokrates nach Lüneburg 1897, De Morbis I, S. 30).

»Wenn Furchtgefühl und Traurigkeit lange anhält, ist das Leiden Melancholie.« (Hippokrates nach Lüneburg 1897, Aphorismi VI, 23 (IV, 568 L). Somit wurde erstmals durch Hippokrates medizinisch bedeutsam ein kontinuierlicher, gradueller Übergang von psychischer Gesundheit und Störung (Kontinuitätshypothese) angenommen.

Diese Auffassung wurde später von Kraepelin (»Grundzustände«; ► Abschn. 6.2), von Tellenbach (Typus melancholicus; ► Abschn. 6.4.2) sowie von Akiskal (»depressiver Temperamentstyp«; ► Abschn. 6.7) übernommen.

Hippokrates beschreibt des Weiteren spezifische klinische Symptome der Melancholie: »Benommenheit begleitet sie (scil. die Patientin) fortwährend: Appetitlosigkeit, Depression, Schlaflosigkeit, Anfälle von Zorn, Unbehagen, die Äußerungen am Gemüt, melancholisch« (Hippokrates nach Lüneburg 1897, Epid. III, 17, 2. III, 114 L).

Platon (428/427–348/347 v. Chr.) entwickelte auf der Grundlage der Hippokratischen Lehre seine eigenen Thesen über die Psyche sowie die Entstehung von psychischen Erkrankungen, die er in seinem Werk »Timaios« zusammenfasste (Platon nach Susemihl 1940).

Als Oberbegriff für seelische Erkrankungen führte er den des »Unverständigen« (Avoia) ein und unterschied die Raserei (Mania) von der Unbelehrbarkeit bzw. Unwissenheit (Amathia) (Platon nach Susemihl 1940; 86 B).

Seelische Erkrankungen entstehen seiner Auffassung nach durch übermäßige Lust oder Schmer-

zen, die den Menschen aus dem Gleichgewicht (Symmetria) bringen oder eine Dysbalance von Körper und Seele hervorrufen.

Während Platon der Mania große Beachtung schenkte, wird die Melancholie, die im Corpus Hippocraticum ausführlich thematisiert wurde, kaum erwähnt. Wenn sich Platon zur Melancholie äußert, dann nur in einem pathologischen Sinne. So bezeichnet er diese beispielsweise in seiner »Politeia« als »Irrsinn« (Platon nach Susemihl 1940; 573 C).

Melancholie ist für Platon mit Unbelehrbarkeit (Amathia) gleichzusetzen und wird als Gegensatz zur Raserei (Mania) ausschließlich verstanden. Eine frühe Vorwegnahme des späteren Krankheitsbegriffs des »manisch-depressiven Irreseins« (Kraepelin 1913; Kraepelin u. Lange 1926).

Entsprechend der hippokratischen Säftelehre begreift Platon Melancholie als Folge einer gestörten Säftemischung (Dyskrasie). »[...] wo immer die Säfte der sauren und salzigen Schleime und alle bitteren und gallichten Säfte [...] ihren Dunst der Bewegung der Seele beimengen, da erzeugen sie auch allerlei Seelenkrankheiten, darunter Erscheinungen von Trübsinn und Missmut« (Platon nach Susemihl 1940; 87 A).

Aristoteles (384–322 v. Chr.) differenzierte im Buch XXX, I seiner »Problemata« mit dem Titel »Was Klugheit, Verstand und Weisheit betrifft« Melancholie als »natürliches« Temperament von einer Melancholie als psychischer Erkrankung (Aristoteles nach Panofsky u. Saxl 1923; Klibansky et al. 1992).

Sein spezifischer Beitrag zum Temperamentsbegriff besteht darin, dass er der Melancholie herausragende geistige Fähigkeiten zuordnete (Tellenbach 1961; Klibansky et al. 1992).

»Warum sind alle außergewöhnlichen Männer in Philosophie oder Politik oder Dichtung oder in den Künsten offenbar Melancholiker; und zwar ein Teil von ihnen so, dass sie sogar von krankhaften Erscheinungen, die von der schwarzen Galle ausgehen, ergriffen werden?« (Aristoteles nach Flashar 1962, S. 250).

»In vielen Dingen aber überragen sie die anderen, die einen durch ihre Bildung, die anderen durch künstlerisches Können, andere durch politische Wirksamkeit. Sie (außergewöhnliche Menschen, perittoi) neigen aber, wenn sie sich aus den Augen

verlieren, zu den melancholischen Krankheiten [...]. Nicht in Folge von Krankheit, sondern in Folge ihrer Naturanlage» (Aristoteles nach Flashar 1962, S. 253).

Aristoteles beschrieb insoweit zunächst spezifische Depressionsmerkmale. Er behauptete, wie Hippokrates, einen kontinuierlichen Übergang eines »natürlichen« melancholischen Temperaments zu unterschiedlichen Melancholietypen bis zu ihren polar entgegengesetzten manischen Zuständen jeweils auf der Grundlage spezifischer humoralpathologischer Hypothesen.

»Auch die schwarze Galle, die von Natur aus kalt ist [...] kann [...], wenn sie im Körper das rechte Maß überschreitet, Lähmungen, Erstarrungen, Depressionen oder Angstzustände hervorrufen. Wird sie aber übermäßig erwärmt, so ruft sie Ausgelassenheit, so daß man singt, und Ekstasen hervor« (Aristoteles nach Flashar 1962, S. 252).

»Ist die Übermacht der schwarzen Galle zu uneingeschränkt, so sind die Menschen ‚allzu melancholisch‘, während sie sich bei einer zu geringen Menge kaum von den vielen unterscheiden. Ist die schwarze Galle von eindeutig kalter Beschaffenheit, so entstehen lethargische Schwächlinge und stumpfsinnige Toren, und ist sie umgekehrt eindeutig warm so erzeugt sie manische, lebhaft, erotische und auch sonst erregbare Menschen« (Klibansky et al. 1992, S. 79).

Somit formulierte Aristoteles die im Zusammenhang mit der heutigen psychiatrischen Temperamentsforschung diskutierte Idee eines affektiven Kontinuums mit einer zugrunde liegenden gemeinsamen neurobiologischen Basis (vgl. Akiskal, ► Abschn. 6.7). Zugleich betont Aristoteles die enge Beziehung von Depression und Manie.

Im Mittelalter sowie in der Renaissance bildete die antike Temperamenten- und Humorallehre die Grundlage für eine intensive, lebhaft theoretische Diskussion des Temperamentsbegriffs in so unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen wie Medizin, Philosophie und Religion. Hierbei kommt der Rezeption der Temperamentenlehre in der arabischen Medizin sowie in der christlichen Theologie und Moralphilosophie eine besondere Bedeutung zu. Unter allen Temperamenten wurde hierbei der Melancholie ein besonderer Stellenwert zugesprochen, detaillierte Ausführungen finden sich bei Klibansky et al. (1992).

Bei der Bewertung des Temperaments in diesen geschichtlichen Perioden werden zwei unterschiedliche Bewertungsaspekte erkennbar. Einerseits lässt sich eine durchgehende auch moralische Abwertung des Temperaments nachweisen, andererseits kommt es zur Renaissance der aristotelischen Idee, die dem Melancholiker besondere geistige Fähigkeiten zuspricht.

So griff beispielsweise der englische Wissenschaftler Alexander Neckam (1157–1217), der die menschliche Geistestätigkeit in drei Funktionen (Vorstellung, Denkvermögen, Gedächtnis) differenzierte, diesen Grundgedanken auf und führte diese besondere intellektuelle Begabung des Melancholikers auf dessen herausragende Gedächtnisleistungen zurück.

Albertus Magnus (ca. 1200–1280), deutscher Universalwissenschaftler und Bischof, unterschied in seinem Werk »Liber de animalibus« (Stadler 1916–1921) eine »natürliche« Melancholie (melancholisches Temperament) von einer »melancholia non naturalis«. Während er dem melancholischen Temperament zahlreiche negative Attribute (z. B. schmutzig, misstrauisch, kleptomanisch) zusprach, gehörte für ihn der »begabte« Melancholiker in die Gruppe der an Melancholie Erkrankten.

Albertus Magnus war es auch, der eine spezifische Entsprechung von Temperamenten und Körperbautypen behauptete und eine diesbezügliche Klassifikation entwickelte, die Jahrhunderte später von Kretschmer (1921) aufgegriffen wurde, ohne dass dieser jedoch auf die frühe Darstellung von Albertus Magnus Bezug nahm. »Sanguiniker sind von gutem Fleisch und von gutem Allgemeinzustand. Die Choleriker aber lang und zart, die Phlegmatiker kurz und dick. Und die Melancholiker sind dünn, kurz und schwarz. Die aber, die von der Art der warmen und durch »adustio« beeinflussten Melancholie sind sehr lang und zart und schwarz und haben festes Fleisch« (Albertus Magnus nach Stadler 1916–1921, Bd. II, S. 1305). Der Sanguiniker wurde somit im Vergleich zu den anderen Temperamenten als positiver Konstitutionstyp gewertet. Diese Hervorhebung unter den Temperamenten entsprach der zeitgenössischen Auffassung und findet sich beispielsweise auch bei Wilhelm von Conches wieder (s. u.).

Im Gegensatz zu Albertus Magnus bewertete der französische Bischof und Scholastiker Wilhelm

von Auvergne (1180–1249) die Begabung als Merkmal der »natürlichen« Melancholie und stellte dieser den phlegmatischen Temperamentstyp gegenüber, der als moralisch minderwertig beurteilt wurde (Klibansky et al. 1992).

Die herausragenden Fähigkeiten des Melancholikers wurden für von Auvergne dadurch erkennbar, wenn dieser – von weltlichen Aufgaben abgewandt – »seinen Geist der unmittelbaren Eingebung der göttlichen Gnade erschließe und ihn im Falle besonderer Heiligkeit zur mystisch-prophetischen Schau erhebe« (Klibansky et al. 1992, S. 133).

Auvergne erkannte die Gefahr, dass sich bei dem begabten Melancholiker durch zu intensive geistige Auseinandersetzung mit spirituellen Fragen eine melancholische Erkrankung ergeben könnte.

Eine deutlich religiöse Prägung des Melancholiebegriffs nahm Hildegard von Bingen (ca. 1098–1179) vor. In ihrem Werk »causae et curae«, das zwischen 1150 und 1160 entstanden ist, führte sie ihr Verständnis der Melancholie detailliert aus (Hildegard von Bingen nach Kaiser 1903).

Hierbei differenzierte sie das von ihr unter theologisch-moralischen Aspekten negativ bewertete melancholische Temperament von der Melancholie als Krankheit, zu der sie die Auffassung vertritt, dass diese als eine Folge des »Sündenfalls« und somit als Strafe Gottes zu bewerten sei (Starobinski 1960). »Als aber Adam sündigte, verwandelte sich die Galle in Bitterkeit und die Melancholie in die Schwärze der Gottlosigkeit« (Hildegard von Bingen nach Kaiser 1903, S. 145).

Unter allen Temperamentstypen hebt Hildegard von Bingen das sanguinische Temperament positiv heraus, eine Bewertung, die sich im Mittelalter bzw. in der Renaissance nahezu durchgehend nachweisen lässt (Klibansky et al. 1992). Demgegenüber fällt ihre Beschreibung des Melancholikers »durch seine besonders düstere, ja geradezu infernale Beleuchtung« (Klibansky et al. 1992, S. 182) auf, was für die geistige Strömung ihrer Epoche durchaus als typisch anzusehen ist.

Eine Besonderheit ihrer Darstellung besteht darin, dass diese erstmals einen weiblichen und männlichen Melancholikertypus differenzierte, eine für ihre Zeit einzigartige Auffassung. Den Temperamentstypen ordnete sie eine je spezifische – von ihr

moralisch-ethisch bewertete – Form von Sexualität zu. Während sie dem Sanguiniker eine maßvolle, angenehme und heitere Sexualität zuschrieb, wurde der Melancholiker »als der Typus eines von höllischen Begierden gehetzten Sadisten gegenüber [-gestellt], der in Wahnsinn verfällt, wenn er seine Lust nicht befriedigen kann (Klibansky et al. 1992, S. 183).

Der französische Philosoph Wilhelm von Conches (ca. 1080/90–1154), nahm zum Temperamentsbegriff in seinem zwischen 1124 und 1130 veröffentlichten Hauptwerk »Philosophia« (Migne 1844–1855) Stellung. Auch er interpretiert die antike Temperamentslehre im Kontext einer christlich-theologischen Weltsicht. Für ihn stellen die Temperamente unmittelbare Folgen des Sündenfalls dar.

Wilhelm von Conches ist der Erste, der die Termini eines cholerischen, phlegmatischen sowie sanguinischen Temperaments systematisch verwendet, obwohl diese Bezeichnungen schon früher existierten (Klibansky et al. 1992).

Er ordnet hierbei den unterschiedlichen Temperamenten spezifische »Temperierungen« zu. »Der Mensch ist von Natur warm und feucht und nach den vier Qualitäten harmonisch abgestimmt. Aber da seine ursprüngliche Natur verdorben ist [infolge des Sündenfalls, Anm. d. Verf.], geschieht es, dass bei gewissen Individuen gewisse Qualitäten sich steigern oder abschwächen könnten. Wenn sich nun bei einem Menschen die Wärme steigert und die Feuchtigkeit abschwächt, wird er cholerisch genannt, d. h. warm-trocken. Wenn dagegen die Feuchtigkeit gesteigert ist und die Wärme abgeschwächt, heißt er phlegmatisch. Ist aber die Trockenheit gesteigert und die Wärme abgeschwächt, nennt man ihn melancholisch. Wenn aber die Qualitäten in gleicher Stärke vorhanden sind, heißt er sanguinisch« (Wilhelm von Conches, nach Migne 1844–1855, Bd. CLXXII, col. S. 93).

Auch er hebt den Sanguiniker als Idealtyp unter den Temperamenten hervor und bezeichnete ihn sogar als »homo sanguineus«. Dessen Sonderstellung erklärte er damit, dass dieser Typus nur bei Menschen, nicht aber bei Tieren vorkomme. Hierbei ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass es zu seiner Zeit üblich war, Temperamente und ihre Eigenschaften bestimmten Tieren zuzuordnen, so der Löwe dem cholerischen, das Schwein dem phlegmatischen, Esel und Rind dem melancholischen Typ.

Für Klibansky liegt die besondere Bedeutung der Temperamentslehre von Conches in zwei Aspekten und Zielen seiner Lehre begründet: »*Zum einen die Verschiedenartigkeit und Verschiedenwertigkeit der Menschen auf den Sündenfall zurückzuführen, der die ursprüngliche Vollkommenheit und Einheit zerstört hat, zum anderen aber den dennoch unverlierbaren Adel der Menschennatur zu begründen und fortzuschreiben*« (Klibansky et al. 1992, S. 176).

Zwei führende Vertreter der arabischen Medizin haben sich ausführlich mit dem Temperamentsbegriff, insbesondere der Melancholie, befasst. Ihr Verständnis der Melancholie wurde von der europäischen Melancholie des Mittelalters aufgegriffen.

Constantinus Africanus (1017–1087), ein aus Tunesien stammender Forscher und Laienbruder des Benediktinerordens in Montecassino, fasste in seiner Schrift über die Melancholie (*Opera*, Bd. I 1536) die bestehenden Ideen und theoretischen Konzepte der arabischen Medizin zusammen, erweiterte und systematisierte diese.

Constantinus Africanus betonte im Gegensatz zu den physischen die geistigen (psychischen) Aspekte der Melancholie und stellte ihre Vielgestaltigkeit heraus. »*Einige [...] lieben die Einsamkeit und das Dunkel und das Fernsein von Menschen, andere lieben weiträumige, lichte und wiesenreiche Gegenden, frucht- und wasserreiche Gärten. Einige lieben es zu reiten, verschiedenartige Musik zu hören, auch mit weisen oder liebenswürdigen Leuten sich zu unterhalten [...]. Einige haben zu viel Schlaf, einige weinen, einige lachen*« (Constantinus Africanus 1536, S. 288).

Diesen verschiedenen Ausdrucksformen der Melancholie ordnete er spezifische körperliche Ursachen zu. Er übernahm die aristotelische Idee (s. o.), dass Melancholiker über besondere Begabungen verfügen, verknüpfte sie aber mit der religiösen Überzeugung, dass diese »*[...] wegen ihrer großen Gottesfürchtigkeit und aus Furcht vor Gottes Strafe oder wegen ihrer großen Sehnsucht zu Gott [zu Melancholikern werden], bis diese Sehnsucht ihre Seele beherrscht und überwältigt*« (Constantinus Africanus 1536, S. 283 ff.).

Die entscheidende Ursache für den Übergang zur Melancholie als Krankheit sah er hierbei in Ermüdung und geistiger Überanstrengung (Constantinus Africanus 1536, S. 283 ff.).

Constantinus Africanus entwickelte zudem detaillierte Ideen zur Therapie von Melancholikern. Neben Medikamenten empfahl er das ärztliche Gespräch (»*vernünftige und angenehme Reden*«; Constantinus Africanus 1536, S. 291) sowie u. a. Diät, Spaziergänge am frühen Morgen, Massagen und eine nach Osten gerichtete Wohnung.

Avicenna (980–1037), persischer Arzt, Physiker, Philosoph und Astronom, äußerte sich ausführlich zum Temperamentsbegriff in seiner Schrift »*Liber canonis*« (1509/1964). Avicenna kommt das Verdienst zu, eine Systematik der melancholischen Erkrankung auf der Grundlage einer klinischen Phänomenologie entwickelt und mit spezifischen somatischen Hypothesen verknüpft zu haben.

Erstmals differenziert er vier melancholische Krankheitstypen: »*Die Melancholie ist entweder natürlich oder ausscheidungsartig und unnatürlich. [...] Von der ausscheidungsartigen unnatürlichen Melancholie entsteht eine aus der zu Asche gewordenen Galle [...]. Eine andere entsteht aus dem zu Asche gebrannten Phlegma [...]. Eine dritte wird aus dem zu Asche gebrannten Blut erzeugt [...]. Eine vierte endlich stammt aus der natürlichen Melancholie, wenn diese zu Asche geworden ist*« (Avicenna 1555, I, 4, Kap. I).

Bedeutsam ist, dass nach Avicenna zumindest ein melancholischer Krankheitstyp auf der Grundlage des melancholischen Temperaments entsteht, eine Idee, die eine Grundannahme der heutigen Typus-melancholicus-Forschung (► Abschn. 6.4) vorwegnimmt.

Auf der Basis der Humoralpathologie stellt er einen engen Kausalzusammenhang zwischen klinischen Prägnanztypen der Depression und spezifischen körperlichen Ursachen her. Dies lässt sich ebenfalls als eine Vorwegnahme einer in der heutigen Psychiatrie vertretenen Auffassung einer differenziellen (neurobiologischen) Ätiopathogenese verschiedener Depressionstypen interpretieren (Möller et al. 2011).

»*Und wir sagen, dass die die Melancholie bewirkende schwarze Galle, wenn sie mit dem Blut gemischt ist, mit Freude und Lachen verbunden auftritt und nicht von heftiger Traurigkeit begleitet wird; ist sie aber mit dem Phlegma gemischt, so ist sie mit Trägheit, geringer Bewegung und Ruhe verknüpft; ist sie mit der gelben Galle gemischt, so sind ihre*

Symptome Unruhe, Gewalttätigkeit, Besessenheit, und sie ist ähnlich der Mania. Und wenn sie reine schwarze Galle ist, dann ist die Nachdenklichkeit sehr groß, Unruhe und Besessenheit geringer, außer wenn der Kranke erregt und zum Streit gereizt wird und einen Hass nährt, den er nicht vergessen kann» (Avicenna 1555, III 1,4, Kap. 19, S. 205).

In der Renaissance wird die enge Verknüpfung des Melancholiebegriffs mit christlich-moraltheologischen Auffassungen aufgegeben, stattdessen erfolgt eine Kontextualisierung der Temperamentstheorie in das kosmologisch-mathematisch-astrologische Weltbild dieser Zeit.

Der italienische Schriftsteller und Dichter der Frührenaissance Petrarca (1304–1374) betonte zwei Aspekte der Melancholie: Einerseits als »acedia«, andererseits als Möglichkeit, durch Besinnung auf »den rechten Weg und das rechte Verhältnis zu den Menschen wie auch zu Gott zu finden« (Böhme 1984, S. 73). Acedia war ein von der christlichen Lehre geprägter komplexer Begriff für Melancholie (Hersant 2006), u. a. synonym für Müßiggang, Untätigkeit und Faulheit (*Theunissen* 1996, S. 25–38), die es als Todsünde zu bekämpfen galt (*Schulte* 1996, S. 34).

Der deutsche Philosoph, Theologe und Mathematiker Nikolaus von Kues (1401–1446) stellte in seinem Frühwerk »De concordantia catholica« (*Posch* 1930), das er anlässlich des Konzils von Basel im Jahre 1433 verfasst hatte, eine Parallele von Temperamenten und Regierungstätigkeit her. Dies entsprach der zeitgenössischen Idee, Staatswesen in ihrem organischen Aufbau sowie ihrem Funktionszustand mit den Temperamenten zu vergleichen. So wurde der Herrscher als kundiger Arzt gesehen, der auf das richtige Mischungsverhältnis der Temperamente bzw. der Kräfte zu achten hatte. Die negativen Merkmale der Herrschaftsausübung sowie des Zustandes des Staates ließen sich dieser Auffassung nach durch das Vorherrschen bestimmter Temperamente beschreiben.

Zur Charakterisierung negativer Herrschaftsausübung bzw. Zustandsbeschreibungen des Staates bediente sich von Kues aller Temperamente, wobei er der Melancholie die besonders negativen Eigenschaften wie Wucher, Betrug, Täuschung, Diebstahl und Raub zuordnete.

Zu den bedeutendsten Vertretern der Renaissance gehörte der Florentiner Arzt, Philosoph, Dichter und Musiker Marsilio Ficino (1433–1499). In seinem Buch »De triplici vita – De vita libri tres« (*Ficino* 1489) vertrat er – auch auf dem Hintergrund der persönlichen Erfahrung seiner eigenen Melancholie – die These, dass die Melancholie als Quelle von Genialität und Erleuchtung anzusehen sei, wenn man sie nur akzeptiere und die damit erschlossenen Erkenntnismöglichkeiten nutze.

Dem astrologischen Verständnis seiner Zeit entsprechend ordnete Ficino die Melancholie dem Planeten Saturn zu, dem in seiner zweifachen Bedeutung als positive wie negative Kraftquelle Einfluss auf den Menschen und somit auch auf seine Erkrankungen zugesprochen wurde.

Obwohl der Mensch bzw. die Melancholie unter dem (ungünstigen) Einfluss von Saturn stehen, so ist nach Ficanos Auffassung der Mensch jedoch nicht vollkommen von den Gestirnen bzw. Planeten abhängig, sondern als letztlich in seinen Entscheidungen und Handlungen frei anzusehen.

Ficanos Melancholiekonzeption findet ihre bildliche Entsprechung u. a. in Dürers Kupferstich »Melencolia I« (1514), der zeigt, dass Traurigkeit durch kontemplative Besinnung und geistige Verinnerlichung zu neuer Kraft und somit zu neuen Einsichten führt und damit Saturn seine Kraft als Verkörperung des wahren Geistes und Genius entfaltet (*Boerner* 2015; *Schuster* 2006). Des Weiteren vertrat Ficino die Auffassung, dass der Melancholie durch gesunde Ernährung und Lebensweise, Körpermassage und viel Musik vorgebeugt werden könne (*Klingenberg* 1997).

In seinem berühmten Kompendium zur »Anatomie der Melancholie« fasste der englische Theologe und Schriftsteller Robert Burton (1577–1640) u. a. seine Auffassungen zur Melancholie zusammen (*Burton* 1621/2006).

Dieses enzyklopädische Werk umfasst über 1000 Seiten und zitiert annähernd 1000 Autoren. Nach dem Sozialwissenschaftler *Lepenies* (1969/1998) handelt es sich um eine für die Geistesgeschichte sowie die Sozial- und Kulturwissenschaften auch noch heute wegweisende Schrift, die sich insbesondere durch zwei Denkansätze auszeichnet: »Eine spezifische Beschreibung der Melancholie und eine als Gegengewicht gegen die herr-

schende Melancholie entworfene Utopie« (Lepenies 1969/1998, S. 20).

Burton differenziert Melancholie als »eine Veranlagung oder eine angenommene Gewohnheit« (Burton 1621/2006, S. 82). Er benennt einen melancholischen Typ, der von ihm als »trüb, traurig, träge, missgelaunt, eigenbrödlerisch oder in irgendeiner Weise verstimmt und verärgert« (Burton 1621/1651/2006, S. 82) beschrieben wird.

Von diesem grenzt er die »eigentliche« Melancholie als Krankheit ab. Er beschreibt diese – sich einer zeitgenössischen Definition anschließend – als »eine Art von unfiebrigem Wahnzustand, begleitet in der Regel von Angst und Niedergeschlagenheit ohne ersichtlichen Anlass« (Burton 1621/2006, S. 86). Die noch einfühlbare Angst bzw. Trauer markiert für ihn den Unterschied zu Geisteskrankheiten bzw. dem Wahnsinn.

Burton beschreibt die Melancholie als »grundlos [...], um sie gegenüber allen gewöhnlichen Leidenswirkungen von Angst und Trauer abzugrenzen« (Burton 1621/2006, S. 87). Mit dieser Definition nimmt er den noch im 20. Jahrhundert gebräuchlichen Terminus der »endogenen Depression« vorweg.

Burton betont den jahreszeitlichen Zyklus (*»von den Jahreszeiten ist der Herbst die melancholische«*) der »eigentlichen« Melancholie sowie ihr Auftreten besonders im höheren Alter, insbesondere aber in der Mitte des Lebens (Burton 1621/2006, S. 89).

Verschiedene Ursachen der Melancholie werden von ihm benannt. Er differenziert zunächst »natürliche« und »übernatürliche« Ursachen (Burton 1621/2006, S. 92). Bei den »übernatürlichen« vertritt er die Überzeugung, dass die Melancholie als Strafe Gottes zu begreifen ist. Er vertritt die Auffassung, dass es sich bei der Melancholie in erster Linie um eine Hirnkrankheit handle und schließt sich damit der zeitgenössischen Interpretation der Humoralpathologie an.

Als weitere Ursachen benennt er Vererbung, ungeeignete Kost, Verhalten und Ausscheidung, schlechte Luft, übermäßige Beschäftigung, Ehrgeiz, Eigenliebe oder Rachsucht, Liebe zur Gelehrsamkeit oder übermäßiges Studium etc. (Burton 1621/2006, S. 105ff.).

Burton äußert sich auch zu möglichen Therapien, die er ausführlich beschreibt. Hierunter führt er u. a. Aderlass, Diät, Bereinigung der Luft, rechte Übung für Leib und Geist, Heilung von Schlaflosigkeit, Musik, »tröstliche Betrachtung« – eine frühe Form psychotherapeutischer Behandlung – sowie Heilkräuter an (Burton 1621/2006, S. 260ff.).

Lepenies (1969/1998) sieht die Bedeutung von Burtons Werk vor allem in der von ihm in Analogie bzw. Antithese zum Melancholiebegriff ausgearbeiteten gesellschaftlichen Utopie. Burton verwendet zunächst die Humorallehre bzw. -pathologie, um den Zustand des Staates zu beschreiben, dessen Krankheit er mit der Melancholie gleichsetzt. »Der Staat war ein kranker Körper, der seine Arznei zu spät erhalten hatte; seine Kräfte nicht richtig gemischt und so sehr war er durch Reinigungen geschwächt, daß nichts als Melancholie übrig blieb« (Burton nach Lepenies 1969/1998, S. 23).

In ähnlicher Weise wie bereits Nikolaus von Kues (s. o.), verwendet auch Burton den Melancholiebegriff, um den desaströsen Zustand dieses Staates zu beschreiben. »Unzufriedenheit, allgemeine Übelstände, Beschwerden, Armut, Barbarei, Plagen, Rebellionen, Streitereien« (Burton nach Lepenies 1969/1998, S. 23).

Auf dieser Basis entwickelt Burton schließlich seine Utopie eines »[...] effizienten, auf reibungsloses Funktionieren haltenden, monarchischen, bis in die Einzelteile durchgeplanten Staat[es], der der Unordnung der Melancholie die perfektionierte Ordnung entgegen hält, in der für Überraschungen kein Platz mehr bleibt, weil alles längst vorausgesehen ist« (Lepenies 1969/1998, S. 29).

Burton postuliert somit eine Staatsform, die im Gegensatz zu der mit der Melancholie assoziierten Unordnung und Schwäche dem Renaissancegedanken von mathematischer Ordnung entspricht.

Für Lepenies ist Burtons Utopie keineswegs nur von historischem Interesse. Seiner Ansicht nach ist der Melancholiegedanke auch geeignet, gesellschaftspolitische Entwicklungen in Europa im ausgehenden 20. Jahrhundert zu beschreiben.

2.2 Philosophische Theorien – der Beitrag Kants

Die in der Antike entwickelte, im Mittelalter wie in der Renaissance rezipierte und ergänzte Temperamentenlehre war immer auch Gegenstand der Philosophie (► Abschn. 2.1). Dies verdeutlicht den Stellenwert des Temperaments als grundlegende interdisziplinäre Kategorie über die verschiedenen Zeitepochen hinweg.

Unter den philosophischen Beiträgen zum Temperamentsbegriff ist der von Immanuel Kant (1724–1804) besonders hervorzuheben. Dies ist begründet mit Kants exponierter Stellung in der Philosophie, da er mit seiner »Critik der reinen Vernunft« (Kant 1781) einen bis heute markanten Wendepunkt der Philosophie einleitete. Kant befasste sich wiederholt mit dem Temperament und stellte dessen Bedeutung als wichtige Kategorie der Anthropologie heraus, die sich als neues Fach der Philosophie im 18. Jahrhundert etablierte und als deren zentraler Gegenstand die Frage nach der Bestimmung des menschlichen Wesens aufgefasst werden kann.

Für die Entwicklung der Anthropologie waren drei geisteswissenschaftliche Strömungen dieser Zeitepoche wesentlich (Brandt 2000).

Als Erstes wurde die scholastische Metaphysik zunehmend durch die empirische Psychologie abgelöst. Unter empirischer Psychologie wurde hierbei keineswegs eine sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierende eigene Wissenschaft mit einem naturwissenschaftlichen Paradigma verstanden. Vielmehr sollten Erkenntnisse und theoretische Auffassungen zur Beantwortung der anthropologischen Leitfrage durch unmittelbare Anschauung und Beobachtung des Alltagslebens gewonnen werden. Hierzu zählten u. a. Literatur, Reiseberichte, Romane und Theater etc. als Ausdruck der allgemeinen Lebenskultur.

Führende Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts (Locke, Hume, Voltaire und Rousseau) verkörperten diese Idee dadurch, dass sie als freie Schriftsteller außerhalb engster akademischer Zirkel lebten.

Neben dieser empirischen Orientierung war mit der Anthropologie die Absicht verbunden, das mit der Universität verbundene geistige Leben und

somit auch die akademische Ausbildung wesentlich stärker auf die zukünftige konkrete Lebenspraxis der bürgerlichen Gesellschaft auszurichten.

Schließlich war für die Beantwortung der anthropologischen Leitfrage der Aufklärungsgedanke von Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) maßgeblich, der die menschliche Gattung aus dem Reich der Natur herauslösen wollte und auf ihre Vervollkommenung durch Erkenntnisgewinnung zielte. Kant schloss sich dieser Leitidee nachdrücklich an. Auch für ihn unterlagen die Welt, die Natur und somit auch die Kulturgeschichte einer Gesetzmäßigkeit mit dem inhärenten Ziel der »Moralität« als Endzweck der Geschichte.

Erste Ausführungen Kants zum Temperamentsbegriff finden sich in seinem Aufsatz »Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« aus dem Jahre 1766 (Kant 1757–1777/1968).

Hierin beschreibt Kant die unterschiedlichen Temperamente. Die aristotelische Idee aufgreifend, bewertete er den Melancholiker positiv, da dieser für das Gefühl des Erhabenen, aber auch des Schönen besonders empfänglich sei. Der Melancholiker wurde von Kant als verlässlicher Mensch beschrieben, der seine Empfindungen Grundsätzen unterordnet. »Gesprächigkeit ist schön, gedankenvolle Verschwiegenheit erhaben« (Kant 1757–1777/1968, S. 221).

Auch Kant betont – ganz in der Tradition der antiken Melancholie-Auffassung (► Abschn. 2.1) – die psychische Gefährdung des Melancholikers durch übermäßige intellektuelle Betätigung. »In der Ausartung dieses Charakters neigt sich die Ernsthaftigkeit zur Schwermut, die Andacht zur Schwärmerei, der Freiheitseifer zum Enthusiasmus« (Kant 1757–1777/1968, S. 221 f.).

Somit kann auch nach Kant aus dem melancholischen Temperament die Melancholie als Erkrankung hervorgehen, eine Auffassung, die nahezu durchgehend seit der Antike vertreten und neuzeitlich z. B. von Tellenbach (► Abschn. 6.4.2) aufgegriffen wurde.

Bei der kulturell-moralischen Bewertung der Temperamente schließt sich Kant der im Mittelalter und in der Renaissance vertretenen Auffassung der herausragend positiven Bedeutung des sanguinischen Temperaments an, das er durch Sorglosigkeit, Fröhlichkeit und Gutmütigkeit bestimmt

Temperament

Theorie, Forschung, Klinik

Boerner, R.J.

2015, XIII, 330 S. 14 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-642-39504-8